

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 183.

Donnerstag, 8. August.

1929.

(17. Fortsetzung.)

Der Kanalschwimmer.

Roman von Karl Lütge.

(Nachdruck verboten.)

Die Vernehmung Fred Bronnens durch den Untersuchungsrichter in Dünkirchen war beendet. Man ließ den Schwimmer auf freiem Fuß. Er konnte gehen. Er konnte an die Arbeit gehen — zum Kanal.

Die französische Behörde erledigte die Formalitäten seiner Freilassung — als eine solche wurde es natürlich betrachtet — entgegenkommend und höflich und bereitete dem Schwimmer keinerlei Schwierigkeiten, wie er es insgeheim befürchtet hatte, je näher sie Dünkirchen gekommen waren.

Als Fred Bronnen das dumpfe Gerichtszimmer verließ, stieß er auf dem langen, hallenden Korridor auf Kommissar Briand. Der Kommissar wollte eben zum Untersuchungsrichter, um sich nach dem Schicksal Fred Bronnens zu erkundigen.

„Frei?“, fragte er erwartungsvoll.

Fred Bronnen nickte und streckte dem Kommissar voll Freude die Hand entgegen.

„Einen Wunsch habe ich, Herr Kommissar, ich möchte ihn drinnen dem Untersuchungsrichter nicht anvertrauen —“

„Bitte, sprechen Sie doch“, bat der Beamte höflich und gefällig.

„Ich habe meine Adresse hinterlassen müssen —, das heißt, ich habe das Wirtshaus am Cap Gris Nez angegeben, wohin ich zunächst zu gehen gedenke. Ich bleibe aber voraussichtlich nicht dort und will die neuen Versuche weiter östlich aufnehmen. Ich habe mich verpflichtet, jeden neuen Aufenthaltsort hier sofort zu melden, damit ich bis zur Gerichtsverhandlung, falls ich dazu gebraucht werde, immer zu erreichen bin.“

Kommissar Briand wußte nicht, worauf der Schwimmer hinaus wollte.

„Ihre Bitte, Monsieur Bronnen —“

— ist die: niemand meine jetzige oder künftige Adresse bekanntzugeben! Auf Anfragen nicht und nicht an Bekannte. — Besonders an Bekannte nicht —“

„Gut. Sehr gern. — Verlassen Sie sich ganz auf mich, Monsieur Bronnen.“

Der Kommissar wollte sich abwenden. Da fiel ihm ein:

„Ausgenommen ist dabei wohl Madame —“

„Niemand“, erklärte Fred Bronnen fest und wandte rasch den Blick.

„Ich verstehe“, murmelte der Kommissar und ging.

Fred Bronnen verließ das düstere Gebäude mit den hallenden Korridoren und eilte durch die Stadt zum Bahnhof.

„Frei, frei! jubelte es in ihm. Er war frei!

Wie herrlich war die Freiheit — wie stolz das Bewußtsein, nun wieder ganz sich selbst zu sein, an niemand gebunden, nicht mehr versteckt leben zu müssen —

Kommissar Briand murmelte: Ich sage es ja immer — hinter allem steht eine Frau! Auch hier, mein bester Monsieur! — Eine andere Frau steht dahinter. — Miss Blank? — Über eine Deutsche? — Oder die treulose Braut? — Oder noch eine?

Vom Bahnhof Den Haag aus hatte Fred Bronnen kurz vor Abgang des Pariser Schnellzuges den Berliner Schwimmer Max Gullmann von der unmittelbar bevorstehenden Wiederaufnahme des Kampfes mit dem

Kanal telegraphisch benachrichtigt. Eine Anfrage an ihn war unter dem Decknamen Hoff bereits von Scheveningen aus vor einigen Tagen nach Berlin ergangen.

Fred Bronnen zweifelte nicht an der Bereitwilligkeit Gullmanns. Mit ihm stand man bereits damals, vor Wochen, in Unterhandlung. Allein, damals siegte bei den „Schwimmfreunden“ die sparsame Richtung, die Theodor Hooff vertrat — und an Stelle des Berliners fuhr Theodor Hooff als Manager und Trainer in einer Person (der Kostenersparnis wegen) mit Fred Bronnen hinauf zum Kanal.

Ein zweites Telegramm hatte Fred Bronnen im frohen Überschwang der wiedererlangten Freiheit von einer Station unterwegs an die „Schwimmfreunde“ zum Rhein hinabgesandt.

Das Telegramm löste unbeschreiblichen Jubel bei den „Schwimmfreunden“ aus. Die Optimisten, die treu zu Fred Bronnen gehalten hatten, feierten Fred Bronnens Unschuld in einer Weise, als sei der Kanal von ihm mit der Anerkenntnis seiner Unschuld bereits bezwungen worden!

Hannelore Hinz und Ewald Henschel sah man nicht unter den Feiernden. Das Paar hatte sich völlig zurückgezogen von den „Schwimmfreunden“ und konnte so die allgemeine Freude nicht trüben. Man sprach hier und da über das Paar, da es im Zusammenhang mit Fred Bronnen und dem häflichen Verdacht stand. Es sollte keineswegs ein harmonisches Verhältnis zwischen ihnen herrschen. Hannelore Hinz sollte wenig glücklich sein —

Indessen die Freude der „Schwimmfreunde“ erfuhr dennoch eine Trübung: Gerade heute, wo Fred Bronnens Glückschrei aus dem Haag eintraf: „Ich bin frei, der wirkliche Mörder hat gestanden, Kampf geht weiter“, da wurde durch Funkspruch ein sensationelles sportliches Ereignis bekanntgegeben:

Der Kanal war bezwungen worden!

Bon einer Frau —

Das wirkte lähmend in der Freude, stimmte den Jubel herab und machte alle hohen Hoffnungen mit einem Schlag zunichte.

„Nun kommt es nur darauf an, die Zeit zu unterbieten“, wurde es hier und da als ein Trost laut.

„Und vor allem auch Deutschlands Farben vom Kontinent nach England zu tragen! Denn Aude Lissen war Engländerin!“

So wurde die Vor-Siegesfeier, wenn auch gedämpft, doch noch abgehalten, zumal der Vorsitzende mit einer ihm vor einigen Tagen vertraulich zugegangenen Mitteilung aus Berlin herauskam: Gullmann trat als Trainer an die Seite Fred Bronnens! Der tüchtigste Mann, der sich in Deutschland für diese schwierige Aufgabe finden ließ!

Gullmann wird von Fred Bronnen ebenfalls benachrichtigt sein. — Womöglich ist er jetzt schon unterwegs —

Gerda von Gagern traf mit dem nächsten Schnellzug in Dünkirchen ein. Als der Zug hielt, blickte sie über den Bahnsteig und war enttäuscht, als sie die hohe Gestalt Fred Bronnens nicht zu erblicken vermochte.

Heiße Angst ließ über ihr Herz. Voll Hast und Unruhe ergriff sie das wenige Gepäck und verließ den Zug. Sollte man Fred Bronnen in eine Falle gelockt haben? Sollte der französische Kommissar Komödie mit ihnen gespielt haben? Sollte die dem Schwimmer entgegengebrachte herzliche Sympathie Verstellung gewesen sein? Oder war Fred Bronnen aus rein formellen Gründen noch zurückgehalten, bis der Stedbrief gegen ihn ausgehoben war?

Gerda von Gagern ließ die wenigen Gepäckstücke zum Handgepäckschalter bringen und ging dann suchend durch den Bahnhof, schritt zu der zum Modernen strebenden Stadt hinein und wußte vor Ratlosigkeit nicht, wohin sie die Schritte lenken sollte.

Da fiel ihr Blick auf einen Anschlag, der von Menschen umlagert war. Ein Zeitungsblatt mit fetten Lettern. Halb unbewußt hielt sie inne und las, eingeklebt zwischen schlechtgeleideten Menschen:

Der Mörder aus dem Palace-Hotel gefaßt!

Eine sensationelle Wendung hat die Mordache Hoosst genommen. Der Deutsche ist hier nach nicht von seinem Kameraden ermordet worden, sondern durch einen Hoteldieb, der gar nicht die Absicht hatte, den Deutschen zu erschießen — —

Gerda von Gagern schritt nachdenklich weiter in die Stadt. Sie lief kreuz und quer. Ohne zu fragen. Ohne Ziel.

Wohllich stand sie vor dem Kriminalgericht. Da wußte sie, daß das ihr Ziel war. Sie eilte die Steinstufen hinauf. Ging durch die Korridore, über Treppen — — und stand in einem der Gänge mit einem Male Kommissar Briand gegenüber.

Der Beamte war nicht verwundert, sie hier zu sehen. Es gewann für die schöne Frau beinahe den Anschein, als habe er sie hier in diesem Gebäude erwartet. Er verneigte sich höflich.

„Welch glücklicher Zufall! — Darf ich Ihnen meine Hilfe anbieten, Madame?“

„Wo ist Fred Bronnen?“

„Frei.“

Forschend glitt der Blick Gerda von Gagerns über das Gesicht des Beamten.

„Sie haben sich für Fred Bronnen verwendet?“

„Oh, Madame — keinerlei Verdienste — —“

„Er ist also frei? — — Ja — er mußte frei werden! — — Wo ist er jetzt?“

Der französische Beamte machte ein undurchdringliches Gesicht, zog unmerklich die Schultern hinauf und versetzte:

„Das zu sagen, bin ich leider nicht in der Lage, Madame!“

„An wen habe ich mich zu wenden, um es zu erfahren? — Den Untersuchungsrichter, den Staatsanwalt — —“ Kommissar Briand wehrte ab.

„Nein, nicht doch, Madame, von den Herren, soweit sie unterrichtet sind, erfahren Sie auch nicht, was Sie zu wissen wünschen!“

Gerda von Gagern verschränkte sich leicht.

„So ist er nicht frei in dem Sinne, wie ich es auffaßt habe — — er hat nicht gehen können, wohin er wollte?“

„Gewiß, er ist so frei, wie Sie es auffassen, Madame. Er konnte gehen, wohin er wollte.“

„Und sagte nicht, wohin er ging?“

Bei einem dauernden, abwartenden, leicht überlegenen Blick des Kommissars, den Gerda von Gagern für Sekunden auffing, verstand sie plötzlich. Sie zog den Pelz im plötzlichen Frösteln fester um die Schultern, blieb für Sekunden ratlos zu Boden und sah sich dann überraschend schnell wieder.

„Ich danke Ihnen, Herr Kommissar. — Ich reise heute nach Deutschland. In meiner Wohnung bin ich zu erreichen für etwaige Mitteilungen der Behörden — — soweit ich noch von Interesse in dem Fall Hoosst sein sollte.“

„Madame dürfen reisen!“

Der Kommissar verneigte sich. Frau von Gagern ging mit unsicheren Schritten. Unendliche Leere war in ihr, voll Leere die Stadt, der Zug — — und so langsam sein Tempo — —

Nur schwer gewann die schöne, verwöhnte Frau ihre Fassung zurück. Sie erkannte mit schmerzhafter Deutlichkeit, daß sie das Spiel verloren hatte. Sie hatte zuviel auf einmal gewonnen — — und es nicht zu behaupten verstanden. Andere hatten sie verdrängt. Andere besaßen größere Macht über den Mann, oder sie waren geschickter vorgegangen.

Frau von Gagern fühlte qualvollen, bohrenden Schmerz bei diesem Gedanken. Allein sie empfand keinen Haß auf die andere. Vielleicht etwas Neid. Ja — etwas Neid. Nicht mehr. Und wohl Trauer — — und Angst vor der Leere daheim, in der langen, stillen, einsamen Rhein-Allee, deren Villen mit eisigen, verschloßenen Gesichtern vor ihrem Blick standen — —

18. Kapitel.

Ja, eine andere beschäftigte um diese Zeit Fred Bronnen. Es war nicht die einstige Braut Hannelore Hinz. Ihr Bild stand, von undurchdringlichem Schleier überzogen, vor dem Blick des Schwimmers, und wenn er an sie dachte, überkam ihn Trauer und Sehnsucht. Es war auch nicht Miss Blank, die weltfluge, reizende, lebensprühende Amerikanerin. An sie dachte der Schwimmer wie an eine schöne Märchengestalt. Ihr Bild stand am lebendigsten vor seiner Seele, da er bei ihr nie Furcht empfunden hatte, wie bei den anderen: bei Frau von Gagern vor etwas Unbekanntem, Starrkem, Zwingendem, bei Hannelore Hinz vor Rätselhaftem, Schwerem. — — An Miss Blank dachte er, da sich der Ozean zwischen ihr und ihm breitete, ohne Hoffnung und Verlangen. Die einstige Braut war leidvoll ferngerückt.

Die andere, an die sich sein Sehnen verlor, kannte er noch nicht. Er hatte nur ihr Bild gesehen. Einmal nur und flüchtig: Das Bild der Kanalbezwingerin Aude Nissen.

Sie war nicht schön. Ihr Gesicht zeigte nichts Regelmäßiges, Anziehendes. Doch in ihm prägte sich Entschlossenheit und fester Wille aus. Und ihn hatte die Kanalbezwigung hinreichend bewiesen!

An diese Frau dachte Fred Bronnen. Er saß in dem Dörfchen am Cap Gris Nez in der vertrauten Dämmerung der niederen Wirtsstube und wurde voll Scheu von den Leuten beobachtet. Der Raum war niemals so stark besetzt wie heute, wo er als unschuldig zurückkehrte — —

Er dachte an Aude Nissen mit gelassener, sicherer Sehnsucht. Es war nicht die Unraut, der Drang zum Erleben, wie bei dem reizenden Mädchentum der Miss Blank, nicht das drängende Sehnen wie bei der gluthaften, verwirrenden Frauennatur der Gerda von Gagern — — alles war anders diesmal: — Weil die Frau fern war, weil sie ihn nicht bedrängte — — weil nicht sie kam, sondern er zu ihr zu gelangen trachtete — —

So konnte ihm diesmal die Frau, die aus seinem Leben nicht hinwegzudenken war, nicht gefährlich werden, ihn nicht hindern, nicht ablenken, nicht hinabziehen — — Dagegen mußte sie ihn nur dadurch, daß sie da war, anspornen. Sie würde sein Leitstern sein: Er hatte es ihr nicht gleich zu tun, sondern ihre Leistung zu überbieten. Sonst bestand für ihn keine Aussicht, vor ihren Augen zu bestehen!

Die unendliche Weltentlegenheit des kleinen nordfranzösischen Dörfchens, die vor Wochen noch so Bedrückendes für ihn gehabt, umging ihn jetzt wohlig. Er sah sich geborgen und sicher. Selbst Ungeduld über das reichlich lange Ausbleiben des erwarteten Trainers Max Gullmann überfiel ihn nicht.

Er saß abseits von der neugierigen Menge der Gäste bei einem Schoppen verdünnten französischen Landweins, der das Abendessen beschloß, und träumte über das Meer, seinem Kampf voraus zum Sieg und Ziel — — vor das Antlitz der ersten Kanalbezwingerin, der er seinen Erfolg selbst zu melden gedachte — —

(Forts. folgt.)

Das Geipensterhotel.

Von A. Iwars.

Rudi Leitner verließ das Bankgebäude mit dem Gefühl unendlicher Misguthung jeglicher Arbeit. Vier Wochen brauchte er sein Kontokorrent, keine Börsenkurse und keine verdrießlichen Kommittenten anzusehen. Das Bewußtsein völliger, wenn auch zeitlich beschränkter Freiheit hob seine Stimmung. Er hatte vor, sich ein schönes Stückchen Welt anzusehen. Natur und Kultur, Blumen und schöne Frauen, malerische Romantik und mondäne Eleganz. Wasser, blauen Himmel, ragende Gipfel, umlossen von goldenem Sonnenschein. Rudi Leitner war ein etwas kindliches Gemüt, trotz seiner vierzig Jahre. Gutgläubig und mehr versponnen in phantastischen Vorstellungen, als wurlzind in realer Wirklichkeit. So erhoffte er sich jetzt Reiseabenteuer, die ihm während seines Urlaubs begegnen würden, deren Verwirklichung zum Teil im Reiche des Unmöglichen lag und ihm wenig erfreulich gewesen wäre. So trat er seine Reise voll gespannter Erwartung an. Sein Ziel war eine vom Fremdenverkehr etwas abseits gelegene Gegend. Nicht daß das seine Wahl bestimmt hätte. Es war ein buntes, farbenfreudiges Hotelvrospekt gewesen, das ihm aufällig in die Hände gefallen. Wasser, blauer Himmel, im Hintergrunde ein Gebirgszug, blühende Landschaft, belebt von eleganten Leuten und ein blendender Hotelpalast, hatten ihn gelockt. Da war alles vereint, was er suchte. Rudi schwelte in Vorstellungen mondänen Lebens. Daß die schönen der Damen mit schlanken, feingefesselten Beinen ihm lächelnd ihre Gunst schenken würde, war ein Gedanke, der ihn leise wonneelig erschauern ließ. Die Spannung freudigster Erwartung überwand Mühseligkeiten der Reise, die ihn nach zweimaligem Umsteigen an den Bestimmungsort gelangen ließ. Er stieg aus dem alten klapperigen Wagen der Zweigbahn und stand vor dem niedrigen, kleinen, trübselig beleuchteten Ziegelbau, der den Bahnhof vorstellen sollte. Wenn ihn auch anfangs diese Pauwetät bestimmt, dachte er doch daran, daß der Verkehr stets dem Bedürfnis nachhinkt und auch hier Zeichen der Rückständigkeit aufwies.

Der Hotelwagen vor dem Stationsgebäude strömte aus verschlissenen Plüschpolstern müffigen Geruch aus. Rudi aber hatte sich entschlossen mit der Rückständigkeit der Verkehrsmittel abgefunden und ließ sich seine Erwartungen nicht schmälern. Er wollte sich nicht getäuscht sehen. Das Bild, das sich ihm im Hotel bot, rechtfertigte diesen Optimismus. Ein luxuriöser Box bis die Drehtür vor ihm auf. Ein Gepäckhaufen, Koffer aller Formen und Dimensionen, türmte sich in der Halle. Der Portier stand vor der Zimmertafel und schrieb emsig die Namen der einlogierten Gäste. Stubenmädchen und Zimmerkellner sprangen eilig die Treppen auf und ab, trugen Bestellungen und Aufträge in Küche und Keller. Die Telephone schrillten, der Hoteldirektor plärrte halblos. Aus dem der Halle angrenzenden Speiseaal war Stimmengemurmel hörbar, aufgeregtes Tellerklappern und Eszeuggellirr. Ja, das war ein moderner Hotelbetrieb. Rudi stand, sein Kofferchen in der Hand, becheiden beim Eingang. Die Großzügigkeit des Betriebes schüchterte ihn ein. Lächelnd stellte der Hoteldirektor auf ihn zu und fragte nach seinen Wünschen. Bei der Frage nach einem Zimmer zog er die Schultern in die Höhe. „Ich weiß nicht“, sagte er zögernd, begab sich in die Portierloge und verhandelte eindringlich mit dem Portier. Der zog die Zimmertafel zu Rate, zuckte die Achseln und nahm, einen

Zimmerkellner winkend, den Schlüssel vom Haken. „Zimmer 4 im ersten Stock“, sagte der Kellner und nahm Rudi das Kofferchen ab. Durch den langen Korridor führte der Kellner Rudi in sein Zimmer. Vor allen Türen standen Herren- und Damenschuhe, man konnte daran erkennen, wie dichtbesetzt das Hotel war. Rudi ließ sich sein Abendessen auf dem Zimmer servieren, in den Speisesaal zu gehen, scheute seine Müdigkeit, weil er sich doch vorher hätte umziehen müssen. Dann ging er zur Ruhe und hatte selten so ungestört geschlafen, wie in dem überfüllten Hotel. Kein Schritt auf den Korridoren, kein lautes Sprechen, kein Türenzuschlagen störte ihn. Als er am anderen Morgen erwachte, stand sein Entschluß fest, in diesem gelegneten Ort seinen Urlaub zu verbringen. Jetzt wollte er auch in dem Speisesaal frühstücken, um sich mit einem Teil der Hotelgäste bekannt zu machen. Die Korridore gähnten leer, eine gelangweilte Kaffeischüssel lautlos über die Treppe. In der Halle war der Kofferturm verschwunden, auf der Zimmertafel prangte einsam Rudi's Name. Verschlafen lehnte der Portier in der Tür seiner Loge. Der Speisesaal mit den abgedeckten Tischen öffnete ihn an. Ein mäßig angenehm nach Schmierseife und nassen Scheuerlappen duftendes Mädchen schleifte eine Brühe heran, die Rudi unter dem Vorwand, Kaffee zu trinken, herunterlutschte. Dann machte er sich mit Behendigkeit auf die Beine, um die Reize der Gegend zu genießen. Im Vorbeigehen fragte er den Portier, wo denn alle Hotelgäste wären. „Ein Teil ist abgereist, mit dem Frühzug“, meinte dieser, „ein Teil macht Ausflüge. Mittags werden wir wieder ein volles Haus haben.“ Rudi nickte bestreift. Einen Ausflug wollte er auch machen, den See und das Gebirge sehen, Waldesgrün und blühende Wiesen. Er verließ das Hotel, das eigentlich bedeutend weniger anspruchsvoll aussah, als auf dem Projekt. Die wenigen Häuschen, die es umgaben, wichen nach einigen Minuten zurück und Rudi stand mitten in der Landschaft. Endlose Kartoffel- und Rübenfelder dehnten sich über welliges Gelände. Unverdrossen verfolgte Rudi einen Feldweg, der durch schwerhinnandelnde Gespanne ausgetreten, Spaziergängern hübneraugendrohend erschien. Die Sonne brannte, Rudi's Sohlen auch, als ihm endlich ein Eingeborener begegnete. Rudi fragte, wie weit es bis zum See sei. Der Eingeborene stierte ihn an, wiegte bedächtig den Kopf und saugte an seiner Pfeife. Rudi wiederholte die Frage. Der Eingeborene knurrte hörsartig: „Von an See woas i nix. An die Froschlad'n, in dera mir die Röß schwemma, lemma 's glei ums Et vom Weg.“ Rudi's Hoffnung fiel ins Bodenlose. „Und das Gebirge“, tastete er weiter. „O mein“, grinste der Eingeborene, wenn 's mit der Bahn fahr'n, san 's in acht Stunden drin.“ In seinen Erwartungen getäuscht, saß Rudi auf einem Grenzstein zusammen. Endlich schaute er sich auf und trabte trostlos ins Hotel zurück. Dort herrschte Großbetrieb. Der Kofferturm stand in der Halle, der Portier schrieb emsig auf der Zimmertafel. Kellner und Stubenmädchen liefen eilig hin und her. Rudi's geschrägter Blick erkannte, daß es immer derselbe Kellner und das gleiche Mädchen sei. Aus dem Speisesaal drang Stimengewirr, aufgeregtes Tellerklappern und Eszeuggellirr. Rudi lächelte düster, er war illusionslos geworden. Er trat in den Speisesaal, wo ein Pifkolo und ein Küchenmädchen den ganzen Lärm verursachten. Rudi wunderte sich nicht mehr. Er hatte den Schwindel durchschaut. Er war der einzige lebende Gast im Hotel. Die anderen Gäste wesenlose Geipenster, der Reklameidee des Hoteldirektors entwurzten.

Das Reich der Technik

Maschinelle Fischverarbeitung auf hoher See.

Die Hamburger Schiffswerft Stülden Sohn hat kürzlich für die französische Neufundlandfischerei zwei Fischdampfer fertiggestellt, die ob ihrer grosszügigen maschinellen Ausstattung für die Verarbeitung der gesangenen Fische zu Klippfischen und einer Anlage zur Bereitung von 2000 Kilogramm Fischmehl an einem Tage besondere Erwähnung verdienen. Die 65 Meter langen und 10 Meter breiten Dampfer haben 1140 R.T. Raumgehalt und erreichen bei 850-PS-Maschinenleistung 11 Knoten (rund 20 Kilometer) Geschwindigkeit. Die Fische werden auf den Dampfern in der Weise verarbeitet, daß die zur Bereitung von Klippfischen geeigneten Tiere sortiert, gereinigt und ausgeweidet werden. Das Kopfen und Entgräten wird mittels besonderer Maschinen vorgenommen, was für die Neufundlandfischerei

einen großen Fortschritt bedeutet, da hier bisher alle Arbeiten von Hand verrichtet wurden.

Daß die Technik auch für die Fischverarbeitung Sondermaschinen schaffen konnte, muß überhaupt als eine ganz besondere Leistung angesehen werden. Gibt es doch so verschiedene Fischarten und verschiedene Größen, daß ihre maschinelle Verarbeitung nahezu als Unmöglichkeit bezeichnet werden mußte. Am einfachsten gestaltet sich noch das Bürsten der Heringe mit umlaufenden Bürsten, womit ständig 80 Kisten Heringe gewaschen werden können. Weit schwieriger war die Konstruktion einer Fischköpf- und Ausweldemaschine, deren umlaufendes Messer nach Art einer Brotzeitdemaschine den Fischen die Köpfe abschneidet und gleichzeitig die Eingewölde entfernt, wobei die Leistung von 20 Stück in der Minute die Handarbeit vielmals übertreift. Die finstreichste Maschine auf diesem Gebiet stellt die Heringsentgrätemaschine dar, die in einer Stunde etwa

8000 Heringe entgrätet, in der Minute also 50 Stück oder fast jede Sekunde einen Hering. Zunächst wird der Hering in dieser Maschine geköpft. Dann zieht ihn eine Klemme am Schwanz und zieht ihn aus der sternförmigen Köpftrennung. Ein Messer schlägt ihm den Bauch auf; die Eingeweide werden herausgezogen und die Rüttelgräte entfernt. Umlaufende Bürsten und ein Wasserstrahl bürsten und spülen gleichzeitig allen Unrat fort. Nur durch diese weitgehende Verwendung der Maschine ist es möglich, die Fischkonserve zu den heutigen Preisen herstellen zu können.

Die beiden für die Neufundlandfischerei gebauten Damsofer haben die entsprechenden Maschinen für die Verarbeitung der Fische gleich an Bord. Je eine Köpft- und eine Entgrätemaschine, die sich auf die Fischgröße selbsttätig einstellen, können stündlich 1000 bis 1200 Fische töpfen, entgräten und splitten, d. h. kunstgerecht ausschneiden. Im Laderraum werden die so bearbeiteten Fischteile gesalzen. Aus dem Beifang, den Köpfen und Gräten, die bisher wieder in See geworfen wurden, wird in einer besonderen Anlage Fischmehl hergestellt. Ein Zerreibewerk zerkleinert die Abfälle, die darauf entsteht, in Trommeln getrocknet und schließlich in einer Kreuzschlagmühle auf die gewünschte Korngröße zerkleinert werden. Das in Süden aufgesuchte Mahlgut ergibt ein vorzügliches Biehfutter.

Die größte Seeschleuse der Welt.

Eine Seeschleuse mit riesigen Abmessungen geht in IJmuiden in Holland ihrer Vollendung entgegen. Sie wird auf der Seeseite des Kanals errichtet, der Amsterdam mit der Nordsee verbindet. Da die beiden vorhandenen Seeschleusen von 119 Meter bzw. 225 Meter Länge den immer mehr wachsenden Abmessungen der großen Dampfer nicht mehr genügten, und Schiffe über 20 000 Tonnen den Amsterdamer Hafen nicht mehr erreichen konnten, so entschloss man sich vor einem Jahrzehnt zum Bau einer neuen Schleuse von 400 Meter Kammerlänge und 50 Meter Breite, die bei normalem Wasserstand 15 Meter Wassertiefe aufweist. Die gesamte Schleuse hat 543 Meter Länge, wozu noch die Leitwerke mit über 50 Meter Länge kommen, so dass sich eine Gesamtlänge von rund 600 Meter ergibt. Den riesenhaften Abmessungen dieser gewaltigen Schleuse entsprechend waren auch die Mengen der erforderlichen Baumaterialien sehr groß. Zu 225 000 Kubikmeter Eisenbeton waren 19 000 Tonnen Eisen erforderlich. Die fast 17 Meter breiten Kaimauern wurden auf einer 1 Meter dicken Eisenbetonplatte errichtet. Diese ruht auf einem Betonpflaster, zu dem 15 500 Betonpfähle erforderlich waren. Verschlossen wird diese größte Schleuse der Welt durch Schiebetore von 63,5 Meter Länge, 20 Meter Höhe und 7,3 Meter Breite, die je 1185 Tonnen Gewicht besitzen. Zur Gründung der Schleuse 19,5 Meter unter Normalpegel waren 3500 Stück Spundwandbohlen erforderlich, die bis zu 39 Meter unter den Wasserspiegel eingerammt werden mussten. Der Bodenaushub wurde 1919, die Betonarbeiten 4 Jahre später begonnen. Die Fertigstellung der Schleuse, deren gesamte Baukosten sich auf etwa 30 Millionen Rm. belaufen, soll noch in diesem Jahre erfolgen.

Ein deutscher Tiefseetaucher in 200 Meter Wassertiefe.

Vor einigen Jahren wurde im Walchensee ein neuer deutscher Tiefseetaucherapparat ausprobiert und damit eine Tiefe von 160 Meter erreicht. Damit wurde die Tauchtiefe, die bisher von Tauchern mit dem gebräuchlichen elastischen Gummanzug erreicht werden durfte und in der sie noch Arbeit zu leisten vermögen, erheblich überschritten. Der Tauchertechnik eröffnete die Möglichkeit, mit Hilfe der Panzertauchausrüstung in Tiefen von mehreren hundert Meter vordringen zu können, neue Ausichten, da bei 160 Meter die Tiefengrenze liegt, in der ein Taucher mit gewöhnlicher Ausrüstung nur einige Minuten verweisen darf, wobei er keine Arbeit zu leisten vermag. Da ein Taucher, der ein Wrack in dieser Tiefe zu untersuchen hat, in diesen wenigen Minuten nur einen recht beschränkten Überblick über die Art der Schiffsschädigung, über die Lage des Schiffes, über die Möglichkeit der Hebung und über alle sonstigen Fragen gewinnen kann, leuchtet ohne weiteres ein. Der Panzertauucher stellt deshalb einen sehr beachtenswerten Fortschritt der Tauchertechnik dar. Neuerdings ist es nun einem deutschen Ingenieur gelungen, mit einem von der Neufeld und Kuhne A.-G. in Kiel (die seinerzeit auch die Versuche im Walchensee vornehmen ließ) für die türkische Marine gelieferten Tiefseetaucher die Tiefe von 200 Meter zu erreichen, womit er die für die Abnahme vorgeschriebene Tiefe von 150 Meter wesentlich überschritten.

Die Radiumquellen versiegen.

Das „Chemical-Trade-Journal“ bringt einen Bericht des Londoner Radium-Komitees, aus dem die Welt bedeutsame Einzelheiten über Vorrat und Zukunft des Radiums erfährt. Mit den gewaltigen Erfolgen, welche die Radium-Therapie bei verschiedenen schweren Krankheiten, wie Krebs usw., mit ihren neuen Behandlungsmethoden der innigen Annäherung der strahlenden Energie an die erkrankten Stellen erzielt hat, ist ein ungeheuerer Ansturm aller Völker auf die vorhandenen Radiumbestände erfolgt. Erfreulicherweise sind in den letzten sechs Jahren bedeutsame Radiumvorräte in Belgisch-Kongo gefunden worden, durch die die bisherige Ausbeute der radiumhaltigen Erze ungeheuer verstärkt werden konnten. Es gibt, was allgemein bekannt sein dürfte, in der ganzen Welt bisher ungefähr 500 Gramm Radium, ein ungeheuerer Vorrat, wenn man bedenkt, dass in der Vorkriegszeit der gesamte Weltbestand nur wenige Gramm betrug. Bevor die radiumhaltigen Uranerze im Kongo entdeckt wurden, hatte die Welt schon Vorsorge getroffen, diesen heilkraftigen Wunderstoff auch an anderen Stellen zu fördern, nachdem Joachimsthal, die Urquelle des Radiums, keine genügende Menge der Welt nachfrage zur Verfügung stellen konnte. Die bisherigen, von Joachimsthal gelieferten Radiumquantitäten betragen rund 25 Gramm. Sie sind in 15 Jahren gefördert worden. Heute kann Joachimsthal dagegen nur noch ungefähr $\frac{1}{2}$ Gramm pro Jahr für den Eigenbedarf der Tschechoslowakei aus seiner Bechleide gewinnen. Zum Glück der Menschheit wurden vor vielen Jahren bereits in Amerika, insbesondere in Utah und Colorado, Uranerze gefunden, die eine gute Ausbeute ermöglichen, so dass der gesamte Weltvorrat nach wenigen Jahren bereits mehr als 10 Gramm betrug. Damals war allerdings die Radiumheilkunde noch nicht so weit vorgeschritten wie heute, und das Radium konnte nur in ganz bestimmten Formen als Radiumzelle Verwendung finden, so dass ein oder mehrere tausendstel Gramm bereits für große Krankenhäuser genügten. Heute haben viele Krankenhäuser Vorräte von einem Gramm zur Verfügung und manche Länder, wie England und Norwegen, gingen sogar daran, sich 20 und mehr Gramm zur Krankenbehandlung zu sichern. Bei diesen gewaltigen Anforderungen, die allerdings im Interesse der Kranken notwendig sind, können selbst die Förderungen im Kongo nicht genügen, zumal leider damit zu rechnen ist, dass auch diese Vorräte allmählich versiegen werden. Tedenfalls ist es sicher, dass im Zusammenhang mit dem allgemeinen Weltbedarf in kürzer Zeit ein fühlbarer Mangel an Radium eintreten muss, da die Produktion in Amerika aufgegeben wurde und andere bedeutende und in Betracht kommende Radiumquellen noch nicht entdeckt worden sind. Erst wenn die Radiumproduktion mit dem wachsenden Bedarf Schritt halten wird, kann man hoffen, dass die Knappheit, die der Menschheit droht, nicht eintreten wird. Sollte aber keine neue wichtige Quelle für Radium entdeckt werden, dann wird eine gemeinsame Bevölkerung und Rationierung der Radiumvorräte wenigstens innerhalb der einzelnen Länder eine dringende Notwendigkeit werden. Es ist darum zu hoffen, dass Deutschland schon jetzt die für die große Bevölkerung notwendigen und unentbehrlichen Radiumvorräte durch einen vom Staat organisierten gemeinsamen Einkauf besorgt und durch einen sachgemäßen Verteilungsplan an die einzelnen Provinzen und Städte gerecht verteilt.

Wärmen, frieren und schwitzen.

Professor Dr. Dorno in Davos, der Altmeister der Klimalehre, dem wir die Grundlagen der neuen Klimaforschung danken, hat in langen Reihen hervorragende Untersuchungen festgestellt, dass nicht die Lufttemperatur für das Gefühl von Wärme und Kälte maßgebend ist, sondern dass wir die Abkühlungsgröße dafür verantwortlich machen müssen, ob wir frieren oder schwitzen. Die Abkühlungsgröße ist im Gebirge eingehend studiert worden, besonders, nachdem es gelungen war, mit dem Davoser Trigometer einen Apparat herzustellen, der dauernd die Abkühlung registriert. Mit der Einführung der Abkühlungsgröße ist auch die Bewertung des Klimas eine andere geworden, und man unterscheidet nach Professor Conrad in Wien ein Unterföhlungsklima, ein reizstarkes Klima, ein reizmildes Klima, ein Schonungsklima und ein Überhöhungsklima. Es ist durch die Einführung des Begriffes der Abkühlungsgröße wissenschaftlich auch bestätigt worden, warum man in der einen Gegend höhere Temperaturen oder niedrige Temperaturen besser vertragen kann als in einer anderen Gegend; der Grund liegt eben darin, dass zu der Temperatur noch andere Bedingungen hinzukommen können, welche die Abkühlungsgröße günstiger oder ungünstiger gestalten.